

Die Sozialanthropologin Ines Kohl im Portrait: über ihre lange Vertrautheit mit der Sahara, ihre ersten Erfahrungen als Wissenschaftlerin in Libyen, die Wege der Tuareg und warum sie Autobahnen meidet.

Text: Margit Schwarz-Stiglbauer

Unterwegs auf sandigen Pisten

» „Als sich meine Eltern kennen lernten, beschlossen sie, Richtung Süden zu fahren.“ Die Sozialanthropologin Ines Kohl erzählt aus ihrer Kindheit. Richtung Süden – das meint hier nicht bloß die Himmelsrichtung. Es bezeichnet zugleich die spätere Ausrichtung ihrer Forschungskarriere. „Zuerst Italien“, lächelt die gebürtige Steirerin, „dann nach Tunesien und immer ein Stück weiter nach Süden. Irgendwann war es ganz normal, dass wir am ersten Ferientag ins Auto stiegen und nach Afrika fuhren.“ Ines Kohl erhält in diesen Jugendjahren eine wichtige Prägung. Die Familie ist im Geländewagen mit Dachzelt unterwegs und fährt querfeldein – touristische Straßen werden immer gemieden. „Das war toll für mich“, erinnert sie sich. Klassische Wüsten-Abenteuer werden bestanden. Einmal stecken sie zwei Tage in einem Sandsturm fest. Ein andermal geht ihnen das Benzin aus. Oder wenn die Regenzeit in Westafrika anbricht: „Da kommt plötzlich eine riesige schwarze Wand in der Wüste auf einen zu. Mein Vater musste mich festhalten, weil mich der Wind sonst weggerissen hätte“, erzählt sie. Von Menschen, darauf legt Kohl großen Wert, geht auf ihren Reisen nie Gefahr aus! Von klein auf erlebt sie regelmäßige Kontakte zu Familien in der Sahara, die sie bis heute pflegt. Es wird für sie ein gewohntes Terrain, sie hat keine Anknüpfungsschwierigkeiten und fühlt sich wohl. Bis zur Matura fährt sie jedes Jahr mit in den Süden,

nach Afrika. Die Eltern machen ihr Hobby schließlich zum Beruf und gründen ein Expeditionsunternehmen.

Die blauen Ritter Ines Kohl studiert zuerst Archäologie in Graz, übersiedelt dann nach Wien und wechselt zur Ägyptologie. Schließlich findet sie in der Ethnologie ihre wissenschaftliche Heimat. Für ihre Dissertation forscht sie bei Andre Gingrich im Rahmen eines FWF-Wittgenstein-Preises. Sie beginnt ihre Arbeit im geografischen Raum der arabischen Halbinsel, um sich – man ist in der biografischen Rückschau geneigt, hier von einer ganz logischen Entwicklung zu sprechen – bald dem vertrauten Terrain Nordafrikas und der Sahara zuzuwenden. „Gegen Ende der Forschungsarbeit“, erinnert sich Kohl, „kristallisierte sich der neue Fokus heraus: Libyen und die Tuareg. Libyen war damals als Forschungsgegenstand in der Anthropologie unterrepräsentiert. Zum einen, weil es schwer war, überhaupt in das Land einzureisen. Zum anderen, weil das Umfeld für Forschungsarbeiten sehr risikobehaftet war!“ Ursache dafür ist die starke libysche Nationalisierungspolitik, die für ethnische Minderheiten keinen Platz vorsieht. Unterschiede in der Gesellschaft werden vom libyschen Staat negiert: Ungleichheit würde die Nationalität und Loyalität des Staates in Frage stellen. Die libysche Staatsmacht hegt daher großes Misstrauen gegen ethnologische For-

schungen. Auch Forschungen zu Stammesbeziehungen sind verboten. So geschieht es, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die sich z. B. mit der Berberidentität beschäftigen, monatelang im Gefängnis sitzen. Nicht wegen eines politischen Statements. Nur weil sie behaupten, dass es sie überhaupt gibt. „Ich war mir damals“, erinnert sich die 37-Jährige, „des Risikos gar nicht bewusst.“ Erst Jahre später kommt sie drauf, dass sie damals permanent unter Beobachtung des Geheimdienstes stand. „Einmal wurde ich auch von einem Offizier angesprochen, sehr höflich, aber mit Nachdruck: Wir wissen, was du machst. Pass auf!“, erinnert sie sich. Ein Umstand erleichtert ihre damalige Situation: Libyen ist stolz auf „seine“ Tuareg. Sie gelten als Ausdruck der Reinheit und Stammestreue. Als folkloristisches Konstrukt lassen sich die „blauen Ritter“, wie die Tuareg auch genannt werden, touristisch gut verkaufen – als die europäisch idealisierte Vorstellung von Wüste und Oasenromantik. Ein wichtiger Grund, weshalb die wissenschaftliche Arbeit der jungen Forscherin nicht als Gefährdung der staatlichen Einheit interpretiert wird.

Grenzüberschreitende Nomaden Dabei gibt es niemanden, der besser über die Tuareg und deren Leben jenseits jener Wüstenromantik erzählen kann. Die Sozialanthropologin beschäftigt sich seit Jahren mit den Themen Migration und »





IM SPÄTHERBST PACKT INES KOHL DIE KÖFFER UND IHRE FAMILIE LEBT MEHRERE MONATE IM NIGER UND IN LIBYEN, WO SIE GEMEINSAM MIT IHREM MANN AKIDIMA EFFAD FELDFORSCHUNG BETREIBT.



» grenzüberschreitende Bewegungen von modernen Nomaden: Die Wege der Tuareg z. B. führen heute durch die Staaten Libyen, Algerien, Mali und Niger. Diese transnationale Mobilität der Tuareg ist auch das Thema ihres gerade angelaufenen FWF-Projekts mit dem Titel „Sahara Connected“. Das ursprüngliche Weidegebiet der Tuareg ist heute in mehrere Nationalstaaten aufgeteilt. Die Kongokonferenz 1884/85 hatte die Aufteilung Afrikas unter den europäischen Kolonialmächten geregelt. Die Grenzen – größtenteils wie mit dem Lineal gezogen –, die dieser Konferenz folgten, werden im 20. Jahrhundert nach Ausrufung der Unabhängigkeit der einzelnen Staaten belassen. „Seitdem haben die Nationalstaaten z. B. durch Schulerziehung und Sprache ihre Nationalität stark aufgebaut. Die Tuareg haben das ebenfalls übernommen. Sie sind stolz darauf, z. B. nigrischer oder malischer Herkunft zu sein. Ein Verständnis von Zusammengehörigkeit zwischen den einzelnen nationalen Tuareg ist oft nur noch gering“, hat sie in ihren vorherigen Forschungen herausgefunden.

Nomadismus in Gefahr Wie viele Tuareg es heute gibt, kann man nicht genau sa-

gen. Wissenschaftliche Untersuchungen gehen von einer bis drei Millionen Menschen aus. „Die Tuareg selber“, so Kohl, „behaupten, sie seien doppelt bis dreifach so viele.“ Wie viele davon noch nomadisch leben? Ebenfalls schwer zu sagen, weil sich die Situation der Tuareg national sehr unterschiedlich darstellt. „In Libyen ist Nomadismus so gut wie nicht mehr vorhanden. Gaddafi hat es mit einer Politik der Anreize – wie Häuser mit Strom und Wasser – geschafft, diesen zu unterbinden. In Algerien erfolgt diese Entwicklung mit mehr Druck. In Mali und Niger hingegen kümmert sich der Staat gar nicht um die Menschen. Dort leben die Tuareg noch vorwiegend nomadisch in der Sahara“, erzählt Kohl. Die Tuareg lebten zwar nie von

dings ist das Nomadentum der Tuareg heute prinzipiell in Gefahr. Mehrere Gründe sind dafür verantwortlich: Das Klima hat sich in den letzten Jahrzehnten massiv verändert. Regenfälle kommen nicht mehr so regelmäßig wie vor 30 Jahren. „In den 1970er- und 1980er-Jahren gab es zwei große Dürrewellen. Davon haben sich die Nomaden bis heute nicht erholt. Sie konnten ihre Herden nicht mehr aufbauen“, erläutert Kohl. Das Wasser wäre zwar da, aber es ist schwerer zu erreichen. Die einzige Lösung wäre der Bau von Brunnen. Aber: „Der Staat baut keine Brunnen, Entwicklungsprojekte gibt es zu wenige. Seitdem hinkt das Nomadismusprinzip immer weiter hinterher“, erklärt Kohl. Ein weiteres großes Problem für die Tuareg sind

» Ich wurde als Tochter des Hauses aufgenommen. Mit dem Konzept ‚junge unverheiratete Frau aus Europa‘ konnten die Leute nicht umgehen. « Ines Kohl

Nomadismus alleine, ein Teil war immer auch Handel. Aber dennoch war Nomadismus immer ein wichtiger Teil, um die tägliche Subsistenz zu gewährleisten. Aller-

Reisewarnungen, die von europäischen Botschaften herausgegeben werden. Aufgrund dessen bricht der Tourismus zusammen. Den Tuareg fehlt damit eine weitere



wichtige wirtschaftliche Grundlage. Zudem gibt es ein großes Bildungsproblem. „Alles, was man in einer globalisierten Welt wissen muss, das haben die Leute nicht, das haben sie nicht gelernt. Darum haben sie auch oft keine Ideen dafür, Neues anzugehen. Sie wissen gar nicht, was es geben könnte“, erläutert Kohl. Auch

» Die Überlebensstrategie der Tuareg ist eine Mischung aus Handel, Schmuggel und Migration. «

Ines Kohl

sinkt im arabischen Umfeld die Bedeutung der gemeinsamen Sprache der Tuareg. Ein lokales Sprichwort sagt: Tuareg ist, wer Tamasheq spricht. Die Sprache verbindet die Tuareg über die nationalen Grenzen hinweg. „Jedoch wird in Algerien und Libyen vielfach nur noch Arabisch gesprochen. Auch aus Überzeugung der Eltern, die meinen, ihre Kinder kommen in der Schule nicht mit, wenn sie mit Tamasheq aufwachsen. Also sprechen sie gleich von Beginn an Arabisch. In manchen Regionen wird die Sprache nur mehr einen musealen Charakter behalten – wir sprechen zwar nicht mehr Tamasheq, sind aber stolz auf diese Sprache.“

Auswegstrategie Handel, Schmuggel, Migration Die Überlebensstrategie der Tuareg ist eine Mischung aus Handel, Schmuggel und Migration. Eine Strategie, in der die Menschen genau das einsetzen können, was sie seit Generationen am besten können: das Wissen, wie man in der Sahara überlebt. Tuareg sind dabei für subsaharische Migrantinnen

und Migranten Führer durch die Sahara. Für jene, die nach Algerien und Libyen wollen, um in Ölfeldern und Plantagen Arbeit zu finden. Und für jene, die weiter nach Europa wollen. Sie alle benutzen die Wege durch die Sahara und brauchen die Tuareg als Begleiter. Das schafft gute Einkommensmöglichkeiten, denn die Wege sind teuer. Allerdings ergreift die EU Maßnahmen, um die südlichen Außengrenzen von Libyen und Algerien dichtzumachen. „In Algerien bekommen z. B. Polizei und Militär eine Art ‚Kopfgeld‘ für jede Migrantin und jeden Migranten. Neuerdings schnappen sie auch Tuareg, weil sie Geld dafür von der EU bekommen. Der Staat profitiert

wiederum von Korruptionszahlungen“, schildert Kohl ein gut funktionierendes System. Seit der Krise im Niger gibt es allerdings eine neue Gefahr für dieses „Wirtschaftssystem“ der lokalen Bevölkerung: Banditen, ehemalige Tuareg-Rebellen, die vor ein paar Jahren für Anteile an den Uranminen im Niger gekämpft haben und noch ihre Waffen besitzen. Sie überfallen LKWs, die aus Libyen mit Waren und Geld kommen. Ines Kohl, die sich seit Jahren mit dieser illegalen transnationalen Mobilität der Tuareg beschäftigt, möchte nun in ihrem vom FWF geförderten Forschungsprojekt „Sahara Connected“ diese Verbindungswege noch genauer erforschen: Wer sind die Akteure? Gibt es Zusammenschlüsse zwischen den Nigrischen und Malischen? Wer sind die Leute, die die Autos haben oder vermieten und Passagiere anheuern? Wie arbeiten diese Leute zusammen? Und vor allem: Wer profitiert davon? Ines Kohl vertritt die Theorie, dass diese illegalen Wege eine Strategie sind, der Armut zu entkommen: dass Menschen Benzin und Nahrungsmittel schmuggeln, um das lokale Warenangebot zu verbessern. Eben weil der Staat diese Aufgabe nicht erfüllt.

Leben in Legalität Aber was bräuchte es, um den Menschen ein Leben in Legali- »



» tät zu ermöglichen? In der Bildung sieht die Sozialanthropologin eine Schlüsselfunktion. „Zualererst Schulen“, ist sich Kohl sicher, „und zwar direkt in der Sahara, wo Nomaden auch hingehen können.“ Damit könnten die Menschen auch beginnen, eigene politische Wege zu gehen und ihre Rechte zu vertreten. Als besonders wichtig erachtet sie Entwicklungsprojekte, die Brunnen mit einer Beton-Verschaltung bauen. Ohne solch teure Verschaltung graben die Tuareg auch selber tiefe Brunnen. Diese sind aber extrem einsturzgefährdet und unsicher. Das wäre eine gute Lösung, die allen nützt: Die Leute bleiben dort, sie können Gärten bewirtschaften und sind nicht gezwungen, illegale Aktivitäten zu ergreifen. Die Frauen bleiben bei ihren Ziegen und die Kinder haben – weil sie sesshaft sind – die Chance, in die Schule zu gehen. Bei Entwicklungshilfe-Projekten sieht die Wissenschaftlerin allerdings ein großes Defizit in der fehlenden Einbindung von Sozialanthropologinnen und Sozialanthropologen. Die Grundstimmung bei den Tuareg gegenüber den EuropäerInnen sei sehr gut. Aber es fehle meist die Vermittlung.

„Zum Beispiel“, präzisiert Ines Kohl, „kamen bei einem staatlichen Impfprojekt weiße Regierungsfahrzeuge, welche die Kinder sammelten und impften. Es war aber keine Tamasheq sprechende Begleitperson dabei, die den Leuten erklärt hätte, wogegen die Kinder geimpft werden. Die Leute haben begonnen, die Kinder zu ver-

ginnen und Sozialanthropologen einsetzen. Es ginge einfacher, kostengünstiger, zielsicherer“, resümiert Ines Kohl.

Von teilnehmender Beobachterin zur Tochter Forscherinnen und Forscher schreiben auf, zeichnen auf, hören zu – aber beeinflussen nicht. „Das geht natür-

» Ich habe im Niger viele Entwicklungshelfer gesehen, die große Toyotas fahren, in ihren Häusern sitzen, aber nicht rausgehen. « Ines Kohl

stecken, und bald kursierte das Gerücht, die Kinder würden mit den Spritzen unfruchtbar gemacht, damit die Geburtenrate sinkt.“ Ines Kohl hat schon oft beobachtet, dass aus Unwissenheit Projekte ins Leere gelaufen sind. „Ich habe im Niger viele Entwicklungshelfer gesehen, die große Toyotas fahren, in ihren Häusern sitzen, aber nicht rausgehen. Das ist ein in sich selbst erhaltendes System. Verschwendete Ressourcen. Hier sollte man an den Schnittstellen Sozialanthropolo-

lich nicht“, stellt Ines Kohl fest, „sobald ich anwesend bin, beeinflusse ich.“ In der Anthropologie hat sich daher das Konzept der „teilnehmenden Beobachtung“ etabliert – entwickelt vom polnischen Sozialanthropologen Bronislaw Malinkowski. Dabei wird davon ausgegangen, dass durch die Interaktion zusätzliche Aspekte beobachtet werden können, die bei der reinen Aufzeichnung nicht zugänglich sind. „Das ist natürlich ein Balanceakt: Wo mische ich mich in welcher Tiefe ein?“, ist sie sich der He-



ALS FRAU EINES TUAREG REPRÄSENTIERT SIE DAS HAUS, DIE FAMILIE, BESUCHT NACHBARN UND VERWANDTE: „DAS IST ZWAR ANSTRENGEND, ABER MAN KANN PERMANENT FORSCHEN, WEIL MAN DIE GESPRÄCHE IN DIE GEWÜNSCHTE RICHTUNG LENKEN KANN (...)“

erausforderung bewusst. „Aber wer erzählt schon einer x-beliebigen Europäerin etwas, die für zwei Monate kommt und wieder geht“, sagt sie. Wie ist es ihr gelungen, das Vertrauen der Leute zu gewinnen? Eine der wichtigsten Voraussetzungen für dieses Eingebundensein ist die Sprache. Sie spricht sowohl Arabisch als auch Tamasheq, die Sprache der Tuareg, „und zwar auf einem Niveau, wo man Alltagsgeplänkel und Tratsch verstehen kann“, präzisiert sie. Das erste Forschungsjahr verbringt sie durchgehend bei einer libyschen Familie. „Ich wurde als Tochter des Hauses aufgenommen“, erzählt sie. „Denn mit dem Konzept ‚junge unverheiratete Frau aus Europa‘, damit konnten die Leute nicht umgehen, sie hätten mich nicht einordnen können.“ In ihrem Leben mitten in der Familie wird die Beobachtung immer mehr zum Alltag. Auch die Alltagspflichten nehmen zu, zumal sie den Tuareg Akidima Effad heiratet. Damit repräsentiert sie das Haus, die Familie, besucht regelmäßig Nachbarn und Verwandte, nimmt an sozialen Aktivitäten wie Geburten, Hochzeiten und anderen Festen teil. „Das ist zwar anstrengend, weil man viel unterwegs ist, aber man kann permanent forschen, weil man die Gespräche in die gewünschte Richtung lenken kann, um Informationen zu bekommen“, nennt sie einen Vorteil.

Persönlicher Nomadismus Mittlerweile pendelt Ines Kohl mit Mann und zweijährigem Sohn zwischen Wien und Afrika. Re-

gelmäßig im Spätherbst packt sie die Koffer und die ganze Familie lebt mehrere Monate im Niger und in Libyen, wo Ines Kohl gemeinsam mit ihrem Mann als Projektmitarbeiter Feldforschung betreibt. Es freut sie besonders, dass die Gutachterinnen und Gutachter des FWF für ihr Projekt erkannt haben, welche wichtige Bereicherung die Mitarbeit ihres Mannes ist. Auf die Frage, wo sie sich denn zu Hause fühle, muss sie lange nachdenken. Mit dem Fazit: „Die Frage stellt sich eigentlich so nicht.“ Das ewige Hin und Her sei für sie das Richtige. Ist es nicht schwierig, sich immer wieder an die neue Umgebung anzupassen? „Nach Libyen fahren ist für mich heute wie ein Ausflug ins Burgenland“, lacht die Forscherin. „Da sind die Anpassungsschwierigkeiten zurück in Wien schon größer. Einen Monat lang kann ich die Gelassenheit mitnehmen, dann überumpelt mich der westeuropäische Druck, die Terminhast“, erzählt sie. Maximal drei Monate in Wien zu sein, wäre für ihre innere Ausgeglichenheit deshalb ideal, meint sie. Eine Gelassenheit, die sie auch als freie Wis-

senschafterin entwickelt hat. So sieht sie mittlerweile die Auszeit zwischen zwei Projekten eher als Gewinn denn als eine Zeit der Existenzängste. Und hat dafür einen Vergleich: „Wenn man zu lange auf der Autobahn fährt, sieht man nur die großen Abfahrten. Die Feldwege dazwischen sieht man nicht. Ich fahre lieber auf einer Piste. Die darf schön sandig sein, nicht zu steinig, aber kurvig und manchmal holprig.“ Wenn man immer mitten im Projekt den Antrag für das nächste schreiben müsse, hätte man keine Zeit mehr, um den Kopf freizubekommen für neue Ideen. „Irgendwann ist man ausgepowert“, resümiert sie. Deshalb sieht sie ihren Weg nach dem FWF-Projekt auf jeden Fall als unabhängige Forscherin. Sicherlich nicht in einer Fixanstellung mit Uni-Alltag. Freiheit ist ihr wichtiger als Sicherheit. Ein Sicherheitsdenken, das sie ohnedies überhaupt nicht mehr nachvollziehen kann. „Das ist ein europäisches Konstrukt. Je gelassener man an die Dinge herangeht, umso offener ist man für die Wege, die noch kommen.“ «



» **Ines Kohl** ist freie Sozialanthropologin. Sie studierte zunächst Klassische Archäologie und Alte Geschichte in Graz und Ägyptologie sowie schließlich Ethnologie in Wien. Seit Jahren beschäftigt sie sich mit den Tuareg, dem Nomadenvolk der Sahara. In ihrem soeben gestarteten FWF-Forschungsprojekt „Sahara Connected“ untersucht sie die transnationale Mobilität der Tuareg. Sie lebt mit ihrer Familie in Wien, Libyen und dem Niger und ist Mutter eines zweijährigen Sohnes.